



**was
wollen
wir
werden?**

WWW

IDEEN ZUR BESTEN BILDUNG

FÜR EINE UNBEKANNTE ZUKUNFT

Vorwort

„Abi 2035“ – einen Aufkleber mit diesem Wortlaut werden sich die Kinder, die im vergangenen Sommer eingeschult worden sind, in 13 Jahren stolz auf ihr erstes Auto kleben. Vorausgesetzt, das eigene Auto ist im Personenverkehr der Zukunft noch das Fortbewegungsmittel der Wahl. Fakt ist: Wir wissen nicht, in welche Lebens- und Arbeitswelt die Schulabgänger des Jahres 2035 hineinwachsen. Doch legen die Entwicklungen der vergangenen 13 Jahre nahe, dass sich diese Welt von unserer gegenwärtigen fundamental unterscheiden wird. Das bringt Herausforderungen insbesondere für die Bildung mit sich: Niemand kann heute verlässlich voraussagen, was unsere Kinder in Zukunft wissen müssen, geschweige denn, wie wir sie dabei unterstützen können, dieses Wissen zu erwerben.

Mit der Veranstaltungsreihe „WWWW – was wollen wir werden?“ haben wir die Frage nach der besten Bildung für eine unbekannte Zukunft in den letzten drei Jahren auf neue Art zu beantworten versucht: Wir wollten nicht mit Menschen sprechen, die auf der Basis der Bedürfnisse von heute die Lehrpläne von morgen stricken, sondern Männer und Frauen kennenlernen, die einen ganz anderen Blick auf die Zukunft haben. Das Ergebnis waren fünf spannende, von erfahrenen Medienvertretern moderierte Diskussionsrunden in fünf Städten, zu denen unser Vorsitzender Dr. Thomas de Maiziére eine Vielzahl inspirierender Gäste aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Gesellschaft und Medien begrüßen durfte.

In der vorliegenden Publikation stellen wir die Protagonisten der fünf Events in den Mittelpunkt, fassen noch einmal ihre – teils kontrovers diskutierten – Thesen zusammen und lassen sie selbst zu Wort kommen. Darunter sind Persönlichkeiten wie der indische Bildungstheoretiker Sugata Mitra, die ehemalige Bildungsbotschafterin der estnischen Regierung, Birgit Lao, der TV-Journalist Reinhold Beckmann und der britisch-amerikanische Autor und Internetkritiker Andrew Keen. Sie alle haben eine Vorstellung davon, wie Bildung in unserer zunehmend digital geprägten Gesellschaft ausgestaltet sein muss. Und sie wagen eine Prognose, welches Wissen in Zukunft zählen wird.

Wir wünschen Ihnen eine anregende und unterhaltsame Lektüre.

Ihre
Deutsche Telekom Stiftung

Inhalt

/ STIMMEN, THEMEN, THESEN 6

Das Internet kennt die Antwort. 8
Sugata Mitra

Von der Biografie zur Multigrafie 11
Steffi Burkhart

Medienverständnis ist der Schlüssel. 14
Andrew Keen

/ 10 FORDERUNGEN FÜR GUTE BILDUNG 18

/ EINBLICKE IN DIE PRAXIS 22

„Die Politik sollte uns Schulen mit einer 23
offeneren Haltung begegnen.“
Michael Conrads

„Es ist cool, dass wir den Lehrern auch 24
mal etwas beibringen können.“
Khushleen Singh

„Wir Eltern waren im Lockdown plötzlich 25
die einzigen Ansprechpartner.“
Heike Reuter

„Ich wünsche mir mehr Wertschätzung 26
für die Kinder- und Jugendarbeit.“
Stefanie Pfau

/ STIMMEN, THEMEN, THESEN 27

Bildung neu denken 27
Gunter Dueck

Drei Akkorde und die Wahrheit 30
Reinhold Beckmann

„Seid mutiger!“ 33
Birgit Lao

„Wir sollten den Lehrern Zeugnisse 36
ausstellen dürfen.“
Thomas de Maizière, Thomas Jobelius

Impressum 42

STIMMEN, THEMEN, THESEN



5 Events
8 Redner
20 Ideen





/ Sugata Mitra
Bildungsforscher

/ Das Internet kennt die Antwort.

1999 startete der Bildungsforscher Sugata Mitra ein Experiment: Er stellte einen Computer in einem indischen Slum auf, um die Reaktion von Kindern zu beobachten. Heute ist Mitra ein überzeugter Verfechter des selbstorganisierten Lernens. Das Internet ist für ihn dabei der Schlüssel. Doch auch Lehrerinnen und Lehrer spielen in dem Konzept noch eine Rolle, wie er hier berichtet.

Eine Gruppe unbeaufsichtigter Kinder kann an einem sicheren öffentlichen Platz mithilfe eines Computers und des Internets alles selbst lernen. Das ist keine These, sondern das Ergebnis meiner mehr als 20 Jahre währenden Forschungsarbeit. Tatsächlich habe ich keine Aufgabe, keine Fragestellung gefunden, die die Kinder nicht irgendwie selbstständig lösen konnten. Wie ich das herausgefunden habe – und was ich daraus für die heutige Zeit schließe?

Meine Experimente begannen 1999. Ich habe mich gefragt: Was passiert, wenn wir Kinder vor einen Computer setzen, obwohl sie nie von Computern und dem Internet gehört haben? Eigentlich bin ich Physiker, habe keine formale Qualifikation im

Bildungsbereich; deshalb bin ich vielleicht etwas anders vorgegangen, als es Sozialwissenschaftler tun würden: Ich habe einen Computer durch eine Maueröffnung eines Slums in Neu-Delhi geschoben und beobachtet, wie die Kinder auf der Straße sich allmählich mit diesem komischen Gerät und seinen Funktionen vertraut machten. Das Experiment ist unter dem Namen „Hole in the Wall“ bekannt geworden.

Kinder, die Computer überhaupt nicht kennen, gibt es heutzutage fast nicht mehr. Eine grundlegende Erkenntnis von damals ist trotzdem heute noch relevant: Viele Erwachsene gingen davon aus, dass jemand den Kindern erklären müsse, was ein Computer mache und was dieses Internet sei. Andern-

falls würden sie hilflos davorsitzen, so die Annahme. Ich fand jedoch heraus, dass das falsch ist. Innerhalb weniger Stunden benutzten die Kinder den Computer korrekt – und das ganz ohne Hilfe eines Erwachsenen. Ich habe das „Hole in the Wall“-Experiment in den folgenden Jahren an vielen Orten wiederholt, und überall lernten Gruppen von unbeaufsichtigten Kindern an sicheren öffentlichen Plätzen selbstständig, wie sie die Technologie nutzen können.

Diese Erkenntnis ist weiterhin von Bedeutung, denn jenes Verhalten wiederholt sich auch bei den digitalen Technologien, die wir heute nutzen: Wir drücken einem Dreijährigen ein iPad in die Hand, und das Kind sieht, probiert aus und wird geschickter. Kein Erwachsener muss ihm erklären, wie es wischen und tippen muss.

Ich bin mit der „Hole in the Wall“-Idee nach England gegangen, um das Experiment im Klassenraum einer Schule zu wiederholen. Ich habe also einen Computer in den Raum gestellt und nichts weiter gesagt. Es gab Versuche an mehreren Schulen, und bei jedem Versuch haben die Kinder etwas mit dem Computer gemacht. Sie machten nicht immer, was uns Erwachsenen gefällt: Natürlich haben sie Spiele gespielt. Was sie aber nie gesagt haben, war: „Wir wissen nicht, wie wir den Computer nutzen sollen.“

Im nächsten Schritt meiner Experimente stellte ich den Schülern simple Fragen, bevor ich sie mit dem Computer alleine ließ. Sie fanden die Antwort innerhalb von Minuten. Anschließend stellte ich schwierigere Fragen – und bekam die Antwort in 15 bis 20 Minuten. Ich stellte ihnen Forschungsfragen von Universitäten, und sie antworteten in etwa 30 Minuten. Da merkte ich, wie der Boden unter den Lehrerinnen und Lehrern zu beben begann. Sie erkannten die Möglichkeiten des Internets und fragten sich: Wie weit kann das gehen? An diesem Punkt habe ich die Idee für die „Schule in der Cloud“ gehabt: Dazu braucht es kein Klassenzimmer und keine Lehrkraft vor Ort, sondern eine Gruppe Kinder und einen Erwachsenen irgendwo anders auf der Welt – verbunden über das Internet.

Ab 2007 schalteten wir Erwachsene per Skype in die kleinen Lerngruppen, die nicht selten in einem anderen Teil der Welt saßen. Weil es in vielen Ländern wenig Lehrer und viele Kinder gibt, suchten wir ältere Damen, Grandmas, als Lehrerinnen, weshalb sich der Begriff „Granny-Cloud“ etablierte. Was daraus entstand, ist bemerkenswert: Wir schufen selbstorganisierte Lernumfelder – auf Englisch: self-organized learning environments (SOLE) – in Indien und Großbritannien.

/ „Ist die Zukunft des Lernens das Ende des Wissens?“

In einem SOLE steht keine Lehrkraft vor der Klasse und erklärt. Stattdessen stellen Erwachsene Fragen über das Internet, und Kinder finden selbstständig Antworten darauf. Es funktioniert, denn im Internet haben wir das gesamte Wissen der Welt zur Hand, müssen es nicht im Kopf behalten, sondern nur den Weg dorthin finden. Könnte es also sein, dass die Zukunft des Lernens das Ende des Wissens ist? Ich bin mir bis heute nicht sicher, denn wir alle schätzen ja das Wort „wissen“. Wir fragen: „Weißt du das?“ Vielleicht lautet die Antwort darauf in Zukunft aber: „Wozu soll ich das wissen? Ich kann es ja schnell in meinem Handy nachschauen?“

Unsere heutigen Bildungssysteme sind darauf eingestellt, jungen Menschen eine zuvor definierte Portion Wissen zu vermitteln. Sind diese Systeme kaputt? Nein, sie funktionieren. Wir sind ja alle Kinder eines solchen Systems und bekommen unser Leben auf die Reihe. Ums Funktionieren geht es mir nicht, sondern um eine tiefgreifende Veränderung in unserer Lebenswelt: In den vergangenen zehn Jahren hat das Internet die traditionelle Lehre zur ineffizientesten und teuersten Art des Lernens gemacht.

Dem alten Konzept Schule steht das selbstorganisierte Lernumfeld gegenüber. Das ist gar nicht so neu, denn auch die Natur ist voller

selbstorganisierter Systeme: Eine Biene baut ihre Bienenwabe, auch wenn sie nichts über Geometrie weiß. Tausende Bienen arbeiten zusammen und erschaffen einen Bienenstock aus perfekten Hexagonen. So wie bei den Bienen ist es auch mit unseren Kindern. Drei Dinge sind aus meiner Sicht entscheidend:

- 1/ Wir müssen Kindern Technologie nicht beibringen. Wenn sie Zugang bekommen, werden sie die Technologie selbst erkunden.
- 2/ Wenn Kinder Internetzugang in der Gruppe bekommen, finden sie gemeinsam heraus, wie sie korrekt nach Informationen suchen. Sie werden nicht an gefährliche Inhalte gelangen. Solange der Computer an einem öffentlichen Platz steht und die Gruppe heterogen ist – sorglose Kinder und vorsichtige Kinder kombiniert –, gibt es ein Korrektiv.
- 3/ Bei Kindern, die das Internet selbst erkunden dürfen, steigt das Verständnis im Lesen, Hören und Schauen stetig – vorausgesetzt, sie sind beim Erkunden unbeobachtet. Steht ein Lehrer hinter ihnen und erklärt, wird das nicht passieren.

Trotz allem sollten wir die Lehrerinnen und Lehrer natürlich nicht abschaffen. Sie müssen jedoch anders arbeiten als bislang. Lehrerinnen und Lehrer können in einer Welt mit unbegrenztem Zugang zu Wissen Fragen entwickeln und Anregungen geben – ihr Beruf wird so noch viel interessanter, denke ich. Parallel müssen sich aber auch die Lehrpläne ändern. Sie beschreiben heute Dinge, die Kinder wissen müssen, nach dem „Just in case“-Prinzip. Warum lernen wir die Geschichte Nordafrikas? Nur für den Fall, dass wir das später einmal brauchen werden.

Ich schlage vor, Lehrpläne so zu schreiben, dass sie auflisten, was wir alles noch nicht wissen. Die Antworten darauf zu finden, ist doch viel motivierender. „Ich stelle euch jetzt eine Aufgabe, für die noch niemand eine Lösung hat“ – nach diesem Satz wer-

den Kinder sich aufrecht hinsetzen und viel Zeit darauf verwenden, eine Antwort zu finden.

Damit das funktioniert, müssen wir dennoch zwei Dinge unterrichten, ja, tatsächlich unterrichten:

- 1/ Das Internet: Wir reden darüber, wir nutzen es und haben Angst davor. Alles gefährlich, alles voller Lügen. Wir alle nutzen WhatsApp. Aber kaum jemand kann erklären, wie das Senden, das Verarbeiten und das Empfangen genau funktionieren.
- 2/ Komplexe dynamische Systeme: Eine Gruppe von Menschen ist ein solches System, und wir verstehen die Dynamik schon nicht. Das Internet ist ein viel größeres komplexes dynamisches System – und wir sollten uns im Klaren darüber sein, dass wir keine Ahnung haben, wie die Prozesse darin ablaufen.

„Ich schlage vor, Lehrpläne so zu schreiben, dass sie auflisten, was wir alles noch nicht wissen.“

Um damit umgehen zu können, benötigt die junge Generation drei Fähigkeiten: Comprehension – die Fähigkeit zum Verstehen; Communication – die Fähigkeit auszudrücken, was man verstanden hat; und Computing – das meint nicht Software-Programmierung, sondern die generelle Fähigkeit, einen Lösungsweg im Internet zu finden.

Wir sollten jetzt den Mut haben, die Schule der Zukunft zu erfinden. Dort sollten wir den Kindern Internetzugang ermöglichen, vor allem während der Prüfungen. Ein Lehrer in England sagte auf diese Forderung hin einmal zu mir: „Aber dann können sie ja alle Fragen beantworten!“ Darauf ich: „Aber wollen Sie nicht genau das?“

//

Steffi Burkhart /
Expertin für die Arbeitswelt von morgen



/ Von der Biografie zur Multigrafie

Steffi Burkhart erforscht und vermittelt den „Puls der Millennials“. Die promovierte Gesundheitspsychologin, Jahrgang 1985, versteht sich als Sprachrohr der unter 35-Jährigen. Burkhart findet diese Generation in den gesellschaftlichen Debatten unterrepräsentiert, obwohl sie die wichtigste Altersgruppe darstelle. Sowohl Schulen wie auch Unternehmen müssten sich umfassend auf das neue Wertesystem der jungen Generation einstellen, sagt Burkhart. Das sind ihre Impulse und Ideen für eine bessere Bildung, zusammengefasst in acht Zitaten.

// „Millennials sind die Schlüsselgeneration im digitalen Zeitalter. In Politik und Wirtschaft spielen sie aber eine zu geringe Rolle.“ //

Junge Menschen haben den Großteil ihres Lebens noch vor sich – und deshalb ein besonderes Interesse an der Zukunft. Steffi Burkhart beobachtet, dass in den großen Debatten mehr zurück- als visionär vorausgeschaut wird. Sie sagt: „Wenn die neue Generation ihre Fähigkeit anwendet, mehr in die Zukunft zu blicken als in die Vergangenheit, wird dieses Denken einen ebenso großen Einfluss haben wie einst die Idee der Aufklärung.“ Um diese Zukunftsgewandtheit auch in die Institutionen zu bringen, schlägt Burkhart eine Jugendquote vor.

Denn junge Menschen erhielten oft keine Chance, weil Ältere an ihren Posten klebten, so wie auch lange Zeit Frauen in einer männlich dominierten Gesellschaft keine Chance bekommen hätten.

// „Die jungen Leute haben die Deutungshoheit im wichtigsten Massenmedium unserer Zeit, dem Internet.“ //

„CDU-Zerstörer“ Rezo und Klimaaktivistin Greta Thunberg sind laut Burkhart Beispiele für Mikrobewegungen, die einzig durch das Internet möglich werden. „Sie sind unabhängig von Staaten und Institutionen, so bringen sie etablierte Systeme schnell und disruptiv aus dem Takt.“ Die Generation

der Millennials sei mit dem Internet aufgewachsen und wisse daher, wie sie Twitter oder Instagram für ihre Ziele nutzen könne. Burkhart schließt daraus: „Millennials sind zwar quantitativ in der Minorität, qualitativ aber die wichtigste Generation.“

// „Wir machen vieles wie immer. Wir agieren stark aus dem Modus der Erfahrung heraus.“ //

Viele Staaten experimentieren und rütteln dabei auch an großen Apparaten wie ihren Bildungssystemen. Burkhart nennt Singapur als Beispiel: Der Stadtstaat habe Noten in den Grundschulen abgeschafft, um Kindern den Druck dieses Bewertungssystems zu nehmen. „Einen solchen Schritt vermissem ich in Deutschland“, sagt sie. Statt Reformen gebe es hier meist nur Anpassungen. Auf Erfolge und Erfahrungen der Vergangenheit zu vertrauen, sei aber in der derzeitigen Situation nicht angemessen. Unsere Realität sei vielmehr von VUKA (Volatilität, Unsicherheit, Komplexität, Ambivalenz) bestimmt. Digitale Technologien wirkten als Beschleuniger auf diese vier Zustände.

// „Unternehmen werden ausgebremst in ihrem Wachstum, wenn sie nicht aktiv junge Menschen hineinholen, sie qualifizieren und halten.“ //

Die demografische Entwicklung ist bekannt. Doch weite Teile der Eliten ignorieren in Burkharts Augen diesen Megatrend. Dabei seien die Folgen einer immer älteren Gesellschaft mit immer weniger Nachwuchs massiv. „Wer den Megatrend ignoriert,

„Die Millennials suchen nach sinnvollen Tätigkeiten und einer offenen Unternehmenskultur mit flachen Hierarchien.“

wird irgendwann über ihn stolpern. Wer ihn frühzeitig analysiert, kann sich einen Wettbewerbsvorteil sichern“, denkt Burkhart. Stellen für Naturwissenschaftler blieben schon heute lange unbesetzt.

Auch klassische Banken und Versicherungen fänden für manche Positionen kaum noch Bewerberinnen und Bewerber. Denn es gebe nicht nur immer weniger junge Menschen – auch deren Ansprüche änderten sich, beobachtet Burkhart: „Die Millennials suchen nach sinnvollen Tätigkeiten und einer offenen Unternehmenskultur mit flachen Hierarchien.“

// „Talentierte Mitarbeiter sind das flüchtigste Molekül der Zukunft.“ //

Dem Arbeitgeber 40 Berufsjahre treu bleiben – was früher üblich war, ist heute selten und wird in Zukunft gar nicht mehr sein. Wer heute ins Berufsleben starte, so Steffi Burkhart, werde in den kommenden Jahrzehnten im Durchschnitt achtmal den Job wechseln und zwei- bis dreimal die Branche. 2030 würden wohl rund 40 Prozent der jungen Berufstätigen als Freelancer arbeiten. „65 Prozent der zukünftigen Jobs der Generation Z existieren heute noch gar nicht“, schätzt Burkhart. Mit Generation Z sind die Nachfolger der Millennials gemeint, die heute etwa zwischen 15 und 25 Jahre alt sind. Nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die Schulen sollten auf „Zickzack-Lebensläufe“ eingestellt sein und junge Menschen darauf vorbereiten. „Aus Biografien werden Multigrafien“, prognostiziert Burkhart. Statt des Begriffs der Karriereleiter, auf der es nur hinauf- oder hinuntergeht, bevorzugt sie das „Karrieregitter“, auf dem sich alle auch seitwärts oder diagonal bewegen können.

// „Der massive Kulturwandel in Unternehmen muss sich auch im Bildungsbereich niederschlagen.“ //

Für Unternehmen sind die neuen Bedürfnisse der jungen Generation eine Hürde, für Schulen aber eine Barriere. Sie kommen mit dem Tempo des gesellschaftlichen Wandels nicht mit. Die oft verbeamteten Lehrerinnen und Lehrer vermittelten daher tendenziell das Idealbild des Angestellten mit Nine-to-five-Job in einer klaren Hierarchie, findet Steffi Burkhart. Doch die Anforderungen der Wirtschaft seien inzwischen andere: „Von der klassischen Hierarchie geht der Trend hin zu Netzwerken, von Profiten hin zu Purpose, von Kontrolle zu Empowerment,

von Privacy zu Transparenz, von Planung zu Experimentierraum und von Monokultur hin zu Diversität.“

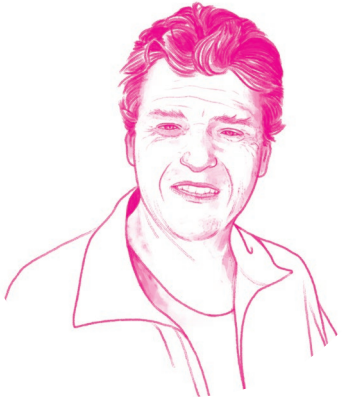
// „Wir müssen Menschen befähigen, mit und neben Maschinen zu arbeiten. Denn den Konkurrenzkampf werden wir verlieren.“ //

Was vor Kurzem noch wie Science-Fiction erschien, ist heute schon Realität. „Während Politikerinnen und Politiker mit Fachleuten beim Kaffeekränzchen diskutieren, welche Beträge sie in die Förderung der Schlüsseltechnologien investieren, beobachten wir, wie Metropolen weltweit explodieren und viele Länder mit einer Machen-wir-Mentalität in das 21. Jahrhundert gehen“, sagt Burkhart. Dass künstliche Intelligenz ein entscheidender Faktor werde, stehe außer Frage. Burkhart plädiert dafür, eine gesellschaftliche Debatte zu führen, wie Menschen künftig Hand in Hand mit Technologie arbeiten könnten, statt sie als ungleichen Gegner anzusehen. Auch Schulen müssten das Thema verstärkt in den Fokus nehmen.

// „2030 wird das größte Unternehmen weltweit ein Bildungsunternehmen sein.“ //

Nicht nur Technologien dringen tiefer in unser Leben ein, sondern auch Technologiekonzerne in die Bildungssysteme. Dass der Mutterkonzern von Google Alphabet heißt, hält Steffi Burkhart für keinen Zufall. Die wichtigsten Tech-Entrepreneure hätten Bildung weit oben auf ihrer Agenda. Die Gesellschaft müsse sich im Klaren darüber sein, dass Tech-Konzerne schnell Veränderungen umsetzen könnten und auf der anderen Seite ein behäbiges Bildungssystem stehe. Aber wäre eine „Google-Schule“ wünschenswert? Für manche unzufriedenen Eltern oder progressiven Lehrkräfte wäre sie vielleicht tatsächlich eine Alternative, schätzt Burkhart: „Eltern haben das Gefühl, dass das System der Realität hinterherhinkt. Auch Lehrerinnen und Lehrer fühlen sich wie in einem Korsett.“ Bleibt die Frage: Will die Gesellschaft eine „Google-Schule“, oder will sie doch lieber selbst ihr Bildungssystem neu aufstellen?

//



/ Andrew Keen
Autor und Unternehmer

/ Medienverständnis ist der Schlüssel.

Der britisch-amerikanische Autor und Unternehmer Andrew Keen begleitet die Entwicklung des Internets seit Jahrzehnten. Für die Gesellschaft sieht er eine große Herausforderung: Sie muss ihre Mitglieder ganz neu bilden im Umgang mit Medien – denn das System hat sich radikal gewandelt.

„The internet is not the answer.“ So heißt eines der Bücher von Andrew Keen. Seine Arbeiten über unser Leben im Netz und unseren Umgang damit brachten ihm den Titel „Internetkritiker“ ein. Doch auch wenn er das Internet kritisiert, sucht er stets nach Lösungen für eine bessere digitale Zukunft.

So ist Keens Ausblick grundsätzlich positiv. Es müsse trotzdem einiges passieren, sagt er – in den Schulen, aber letztlich quer durch alle Altersgruppen in der gesamten Gesellschaft. Der Schlüssel dazu ist für ihn „media literacy“, was eigentlich Medienverständnis bedeutet, aber hierzulande stets mit Medienkompetenz übersetzt wird.

„In der alten Welt war Medienkompetenz die Fähigkeit, eine Zeitung auszuwählen und sie zu lesen. Heute ist es die Fähigkeit, Technologie zu beherrschen und auf den Plattformen zu navigieren“, sagt Keen. Das Tückische dabei: Es sei ja gar nicht schwer, Geräte wie etwa ein Smartphone zu bedienen. Doch diese Leichtigkeit täusche über die drei großen Herausforderungen hinweg:

1/ Wir müssen heute verstehen, woher eine Information kommt.

Den Absender zu erkennen, wird laut Keen immer schwieriger, weil potenziell Milliarden Menschen auf der Welt Nachrichten produzieren können. Dabei sei es lange Zeit das Privileg weniger gewesen, eine

Zeitung herauszubringen oder einen Rundfunksender zu betreiben. „Die Technologie wurde auf den Kopf gestellt. Heute können wir alle jederzeit praktisch kostenfrei senden und gehört oder gelesen werden.“

„Heute können wir alle jederzeit praktisch kostenfrei senden und gehört oder gelesen werden.“

Diese Entwicklung nutzen aber auch politische Akteure zu ihrem Vorteil aus. Die neuen Kriege dieser Welt seien nicht zuletzt Informationskriege, sagt Keen. Während bis 1989 eher eine Informationsknappheit geherrscht habe, befänden wir uns heute in einer Informationsflut. „Aber wir ertrinken nicht in Informationen, es stellt sich eher ein digitales Schwindelgefühl ein.“

Für die Bildung ergebe sich hieraus eine riesige Herausforderung: Medienkompetenz auszubilden, bedeute nicht nur zu erlernen, wie man Informationen konsumiert, sondern auch, wie man sie selbst kreiert. Denn jeder Mensch, der senden könne, trage eine große Verantwortung.

2/ Wir müssen das Zuhören wieder lernen, vor allem, wenn es um andere Meinungen geht.

Jeder Mensch kann heute Informationen teilen – doch das führt nicht automatisch zu mehr Pluralität. Viele Menschen konsumieren Informationen sehr selektiv: Sie lesen, schauen und hören bevorzugt das, was ihr eigenes Weltbild bestätigt. Als „Echokammer“ wird dieses Phänomen bezeichnet, wenn Menschen sich nur in Räumen bewegen, die ihre eigene Meinung wiedergeben.

Das Internet führe zu Echokammern und zu Räumen, in denen Menschen nicht mehr miteinander sprächen, meint Andrew Keen. Dadurch gebe es immer mehr Informationen, aber nicht unbedingt

mehr Informiertheit: „Unsere heutige Demokratie wird unterhöhlt von einem exzessiven Lärm. Und die Menschen scheitern beim Zuhören.“ Bildung müsse deshalb mehr denn je den Wert von Meinungsvielfalt vermitteln und deutlich machen, dass es zu jedem Pro auch ein Kontra gebe.

3/ Wir müssen unterscheiden, welche Inhalte von Menschen und welche von Maschinen gemacht wurden.

Als wären die Flut der Informationen und die Unübersichtlichkeit der Quellen nicht schon Herausforderung genug, ist ein weiterer Umbruch im Gange: Künstliche Intelligenz und lernende Maschinen sind laut Keen die „größte Revolution in 30 Jahren Internetgeschichte“. Bislang sei nur zu erahnen, was genau dies für die Medienbildung bedeuten werde. Klar sei nur: „Wir werden künftig unterscheiden müssen zwischen Inhalten, die von Menschen gemacht, und Inhalten, die von Maschinen erstellt werden.“

Keen konstatiert, dass wir Technologie geschaffen hätten, die uns Menschen nachahme. Was aber die ausgeklügeltste Technologie nicht könne, sei, kreativ zu sein und Geschichten zu erzählen. „Die Chance und zugleich Verpflichtung ist, dass wir unsere Bildung auf genau diese Dinge fokussieren.“

Ist das nicht längst der Fall? Keen verneint das. „Im Industriezeitalter hatten wir ein Bildungssystem, das uns in eine Art Minicomputer verwandeln sollte – weil wir damals noch keinen mit uns herumtragen konnten.“ Der Internetkritiker Keen ist explizit nicht gegen den Einsatz von Technologie in der Schule oder am Arbeitsplatz. Er sieht es pragmatisch: „Wir sollten unseren Kindern nicht beibringen, gegen Maschinen zu arbeiten, sondern mit ihnen.“

Um mit der technologischen Revolution fertigzuwerden, helfe nur innovatives Denken. Rückschritt führe zum Scheitern. Keen hofft, dass nicht länger nur die USA den Ton bei Technologien angäben: „Wir müssen vorwärts gehen, und Europa war lange Zeit sehr gut bei Innovationen.“

Keen sieht nicht Technologie an sich kritisch, sondern ihren Einsatz und vor allem die Rolle der großen Internetkonzerne, die unsere Realität formen. Mehr und mehr Menschen begriffen die Geschäftsmodelle der Internetkonzerne: Als Nutzerinnen und Nutzer bezahlten sie mit ihren Daten statt mit Geld. „Ich würde Google gerne 20 Euro pro Monat bezahlen, damit sie nicht alles verfolgen, was ich ins Suchfeld eintippe“, sagt Keen und kann sich vorstellen, dass eine solche Forderung

„Wir sollten unseren Kindern nicht beibringen, gegen Maschinen zu arbeiten, sondern mit ihnen.“

auch von der jungen Generation formuliert werden wird. Sie seien diejenigen, die es wiederentdeckt hätten, für Musik zu bezahlen. Sie hätten auch Vinyl wiederentdeckt. „Sie sind die Generation der Digital Natives, die sich gegen das Digitale wenden werden in einer intensiven Sehnsucht nach Nostalgie und Realität“, glaubt Keen.

„Wir ertrinken nicht in Informationen, es stellt sich eher ein digitales Schwindelgefühl ein.“

Besonders genau beobachtet er dabei die Rolle von Facebook. Sowohl Facebook als auch die zum Unternehmen gehörenden Dienste Instagram und WhatsApp spielten eine große Rolle in der heutigen Medienwelt. Für Keen ist Facebook weit mehr als eine Plattform und ein Verteiler. Entsprechend müsse es seine Verantwortung als Medienunternehmen wahrnehmen: „An einem Punkt wird es für Facebook wohl unvermeidlich, zu einer Art Zeitung des 21. Jahrhunderts zu werden. Mark Zuckerberg wird dann keine andere Wahl haben,

als 100.000 Journalisten einzustellen, um sie professionell Informationen kuratieren zu lassen.“

Während das vor allem eine politische Frage sei, müssten die gesamte Gesellschaft und auch die Bildungslandschaft mit übergreifenden Entwicklungen zurechtkommen. Populistische Politiker und Demagogen, beobachtet Keen, hätten die Welt „in eine Soap verwandelt oder in Reality-TV“. Die Welt werde relativiert zu kleinen Episoden, alles werde trivialisiert. Vor lauter kleinen Häppchen gingen die großen Zusammenhänge verloren. Hannah Arendt habe in Bezug auf den Totalitarismus von der Banalität des Bösen gesprochen. Heute, so Keen, leben wir mit dem Übel der Banalität.
//



10 Forderungen für gute Bildung

Das Ziel ist klar: Unsere Kinder und Jugendlichen sollen lernen, ihr Leben und die Gesellschaft eigenverantwortlich und erfolgreich zu gestalten. Der Weg dorthin führt aus Sicht der Deutsche Telekom Stiftung über ein funktionierendes Bildungs-Ökosystem, in dem alle Akteure – Lernende und Lehrende unterschiedlichster Professionen – zusammenarbeiten. Unter bestmöglichen Bedingungen und mit gemeinsamen Vorstellungen, komplementären Stärken und Offenheit für Neues. Dazu fordert die Stiftung:

1/ Die Neukonzeption und -organisation von Schule

Schule sollte wie bisher der zentrale Bildungsort sein, muss sich aber stärker öffnen und in ein Bildungs-Ökosystem einfügen. Bei einer Neukonzeption und -organisation darf es keine Denkverbote geben. Unterrichtszeit, Unterrichtsinhalte, Architektur, die Rolle von Schülern und Lehrern – alles gehört auf den Prüfstand. Nur so kann und wird Schule den Herausforderungen der Zukunft gerecht.

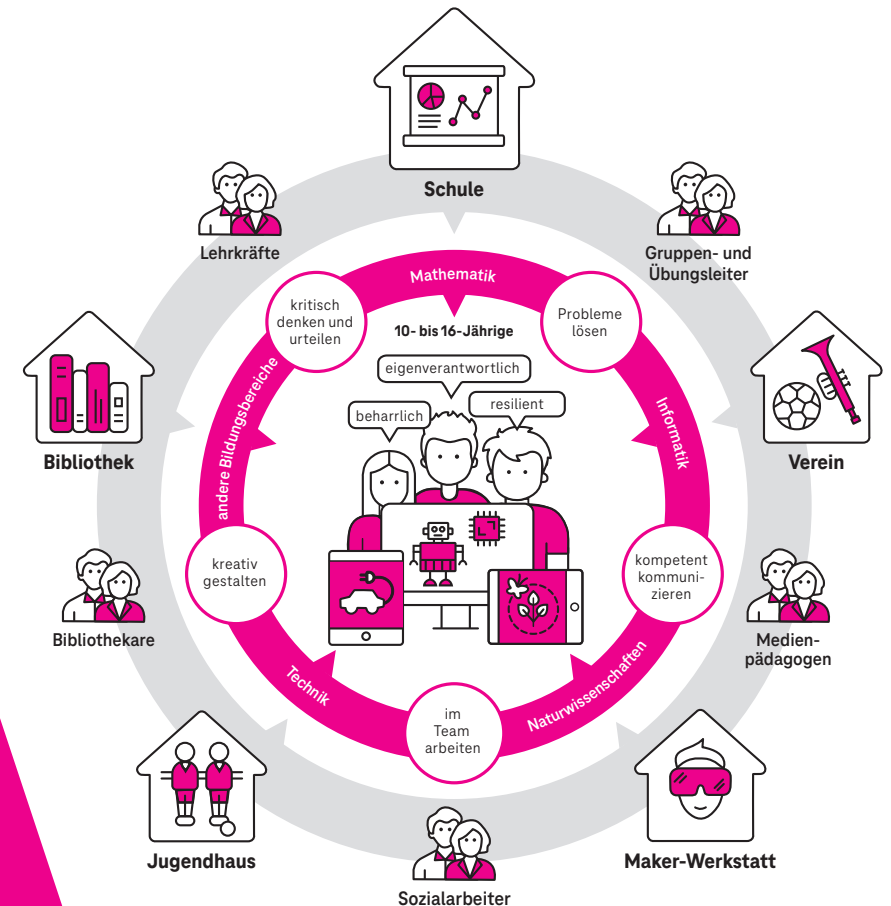
2/ Ein erfolgreiches Bildungs-Ökosystem für Kinder und Jugendliche

„Für das Leben lernen“ können junge Menschen nicht nur in Schulen, sondern auch außerhalb, zum Beispiel in Bibliotheken, Jugendhäusern, Vereinen oder im Internet. Wenn es uns gelingt, alle diese und weitere Bildungsorte sinnvoll zu einem Bildungs-Ökosystem zu vernetzen, schaffen wir ideale Grundlagen, um Kinder und Jugendliche optimal auf die Zukunft vorzubereiten.

3/ Die Stärkung fachlicher und überfachlicher Kompetenzen

In der zunehmend vernetzten, komplexen und digitalisierten Welt mit ihrer Informations- und Datenflut müssen fachliche und überfachliche Kompetenzen stärker als bisher zusammengedacht werden. Neben fachlichem Wissen zum Beispiel in Mathematik, Physik oder Informatik sollten Kinder und Jugendliche auch über Urteilsvermögen, Quellenkompetenz, Kreativität, Teamfähigkeit und kommunikative Fähigkeiten verfügen.

Das Bildungs-Ökosystem



4/ Mehr Verantwortung für Kinder und Jugendliche

Die Gesellschaft muss Kindern und Jugendlichen mehr zutrauen und ihnen Erprobungsräume sowie Partizipation zugestehen. Ihnen wird heute von Erwachsenen zu viel abgenommen (Entscheidungen, Bewertungen etc.). Junge Menschen wollen und müssen an ihren eigenen Bildungskarrieren stärker beteiligt werden. Die Erwachsenen sollten sie auf ihrem Weg begleiten und unterstützen.

5/ Neue Berufsbilder für Lehr-/Lernprofis

Menschen, die Lernprozesse gestalten und anleiten, werden nicht nur in Schulen gebraucht. Experten, die Kindern und Jugendlichen genau die Kompetenzen vermitteln, die sie auf das Leben mit persönlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen vorbereiten, brauchen wir auch in der Jugendarbeit, in Bibliotheken, in Vereinen, kurz: überall dort, wo junge Menschen lernen können. Der Blick auf diese Lernorte und die dort wirkenden Lehr-/Lernprofis macht neue Berufsbilder auch in den Schulen notwendig. Im Ausland arbeiten zum Beispiel Educational Technologists oder Teacher Librarians an Schulen, aber auch andere Berufsbilder, wie sie unter anderem von Quereinsteigern eingebracht werden, sind dort ganz selbstverständlich vertreten.

6/ Multiprofessionelle Teams von Lehr-/Lernprofis

Für alle Lehr-/Lernprofis gilt: Sie müssen auf Augenhöhe kooperieren, in Teams voneinander und miteinander lernen. Personalmonokulturen (einer macht alles) und Einzelkämpfer, die Unterricht allein und nur hinter verschlossenen Türen gestalten, sind nicht mehr zeitgemäß. Kollaboration ist das Gebot der Stunde. Diese Offenheit im Arbeiten muss sich bereits in der Ausbildung wiederfinden. Zur Förderung der Zusammenarbeit müssen die Rahmenbedingungen vor allem an Schule stark verändert werden (Arbeitsplätze in der Schule, zeitliche Spielräume etc.). Bei den Arbeitszeiten darf es keine ausschließliche Fixierung auf erteilten Unterricht mehr geben.

7/ Mehr Kooperation von Bund, Ländern und Kommunen

Deutschland braucht einen Bildungsföderalismus, in dem Bund, Länder und Gemeinden nicht argwöhnisch gegeneinander, sondern konstruktiv und vertrauensvoll miteinander arbeiten. Das Ziel: gemeinsam die (vor allem strukturellen) Großbaustellen unseres Bildungssystems beseitigen.

8/ Gemeinsame Grundlagen für gute Bildung

Wettbewerb unter den Bundesländern ist gut. Aber bei Querschnittsaufgaben wie etwa der Digitalisierung darf nicht jedes Land seine eigene Suppe kochen. Hier braucht es zwingend gemeinsame Grundlagen, zum Beispiel eine von allen genutzte Technologie für Schulcloud-Angebote, die Ressourcen spart, die Qualität von Lehren und Lernen verbessert und auch im internationalen Vergleich mithalten kann. Es kann nicht sein, dass Bund und Länder über die Bildungscloud streiten, während sich inzwischen Tech-Giganten die internationale Vorherrschaft im Bildungsbereich sichern.

9/ Einen Bildungsrat, der den Namen verdient

Ein Bildungsrat, der nur ein Anhängsel der Kultusministerkonferenz ist oder aber ein „zahnloser Tiger“, weil nicht alle Länder sich dort engagieren und Bund und Kommunen außen vor bleiben, ist sinnlos. Wünschenswert ist ein Gremium, das visionäre Ideen entwickelt und wirklich Impulse ins Bildungssystem bringt, indem es (vorhandene) gute Konzepte gemeinsam mit Bund, Ländern und Kommunen voranbringt. Ein solcher Bildungsrat müsste das Bildungssystem als Ganzes denken und Schule mit außerschulischen Lernorten verbinden.

10/ Lernen vom Ausland

Die Vision eines Bildungs-Ökosystems wird Zeit zur Umsetzung brauchen. Schon heute gibt es zahlreiche gute Ansätze auf dem Weg dorthin – im Inland, aber vor allem im Ausland. Viele andere Länder sind uns in der Bildung meilenweit voraus, und das, obwohl unsere personellen und finanziellen Bedingungen nicht schlechter sind als die in Dänemark, Finnland, Kanada oder Singapur. Das ist verheerend und wird sich nur ändern, wenn wir mehr und schneller vom Ausland lernen.

EINBLICKE IN DIE PRAXIS

Wie soll die Bildung der Zukunft aussehen? Was muss sich ändern in Schule und um Schule herum? Ein Lehrer, eine pädagogische Fachkraft, eine Schülerin und eine Mutter formulieren Wünsche.

Wenn Bildungsexpertinnen und -experten aus Politik, Verwaltung und Wissenschaft auf Fachkonferenzen zusammenkommen, um über die Zukunft der Bildung zu diskutieren, dann sind sie sich in ihren Vorstellungen meist überraschend einig. Doch inwieweit spiegeln diese Vorstellungen eigentlich die Bedürfnisse der Bildungspraxis? Was wünschen sich diejenigen, die in der Bildungslandschaft ganz vorne in der ersten Reihe sitzen und stehen? Hier lassen wir vier von ihnen zu Wort kommen: eine Schülerin, die an ihrer Schule nicht nur lernt, sondern auch unterrichtet; einen stellvertretenden Schulleiter, dem es in seiner Arbeit um mehr geht als darum, Wissen zu vermitteln; eine pädagogische Fachkraft, die dafür kämpft, dass die offene Kinder- und Jugendarbeit endlich als Bildungsakteur wahrgenommen wird; und eine Mutter von zwei Söhnen, die während der Coronapandemie einen ganz neuen Blick auf den Lernort Schule gewonnen hat.

„Die Politik sollte uns Schulen mit einer offeneren Haltung begegnen.“

Michael Conrads
ist stellvertretender Schulleiter am Ratsgymnasium in Minden und Teilnehmer im Projekt „Deeper Learning“ der Telekom-Stiftung.



„Wenn ich an die Zukunft von Schule denke, dann fällt mir schnell das Thema Sinn ein. Denn Aufgabe von uns Lehrkräften sollte ja nicht nur sein, den Kindern Wissen zu vermitteln. Mindestens genauso wichtig ist es, sie in ihrer Persönlichkeitsbildung zu unterstützen. Leider ist dieser Teil des Erziehungsauftrags heute stark in den Hintergrund gerückt – mit dem Ergebnis, dass immer mehr Schüler am Ende ihrer Schullaufbahn orientierungslos sind. Bei uns reagieren wir inzwischen darauf, indem wir ein spezielles Mentoring anbieten: Jedes Kind, das Bedarf hat, wählt aus dem Kollegium einen Mentor, der es über die Jahre begleitet und ihm hilft, sich selbst zu finden.“

Geld vom Staat bekommen wir für das Programm leider nicht, obwohl die Fortbildung der Kollegen zu Mentoren sehr

teuer ist. Überhaupt wundert es mich, dass wir in Deutschland offenbar nicht bereit sind, angemessen in Bildung zu investieren. Dabei ist sie doch unsere wichtigste Ressource.

Generell fehlt mir vonseiten der Politik eine offene Haltung gegenüber unserer Arbeit. Ich würde mir wünschen, dass mal jemand vorbeikommt, echtes Interesse zeigt und fragt: Was braucht ihr, um gut arbeiten zu können? Wen braucht ihr? Mit wem kann ich euch bekannt machen? Aber das passiert nicht, weil die Politik letztlich nur verwalten will, während wir gestalten müssen. Hier machen Stiftungen vor, wie es geht: Die Wertschätzung, die wir im Projekt ‚Deeper Learning‘ der Telekom-Stiftung erfahren, tut uns unfassbar gut.“



Khusleen Singh
ist Schülerin an der Peter-Ustinov-Gesamtschule in Monheim. Abseits des Unterrichts engagiert sie sich dort als „Technik Scout“.

„Es ist cool, dass wir den Lehrern auch mal etwas beibringen können.“

„Die Schule der Zukunft ist für mich ein Ort, an dem wir Schüler nicht nur passiv Wissen pauken, sondern mehr Verantwortung für unser Lernen übernehmen und aktiver werden. Es wäre toll, wenn das überall so gefördert würde wie bei uns zum Beispiel in der Technik-Scouts-AG, in der ich mitarbeite. Wir kümmern uns an der Schule um die digitale Infrastruktur. Das bedeutet: Wenn auf den Rechnern Updates installiert werden müssen, wenn ein Mitschüler ein Problem mit seinem Tablet-Computer hat oder wenn in einem Klassenraum der Beamer nicht anspringt, werden wir gerufen. Wir geben auch Workshops zu Technikthemen – nicht nur für andere Schüler, sondern auch für die Lehrer. Da lernen sie, wie sie mit den digitalen Tafeln arbeiten oder welche Apps sie im Unterricht benutzen können.

Diesen Rollentausch zwischen uns und den Lehrern finde ich ziemlich cool. Es fühlt sich gut an, dass wir auch mal etwas bes-

ser wissen und ihnen bestimmte Dinge beibringen können. Die meisten sind im Umgang mit digitalen Geräten inzwischen zwar recht fit; manche Tricks und Kniffe, die wir Schüler draufhaben, kennen sie trotzdem nicht. Zum Beispiel, wie man einen QR-Code erstellt oder wie man am Rechner Zufallszahlen generieren kann.

Durch meine Mitarbeit bei den Technik Scouts habe ich erlebt, wie sich unsere Schule in den letzten Jahren total verändert hat und moderner geworden ist. Das war super spannend, und ich habe jetzt noch mehr Interesse an IT als vorher. Nach dem Abitur möchte ich deshalb auch gerne Informatik studieren. Und noch etwas habe ich bei den Technik Scouts gelernt: Bevor ich in der AG angefangen habe, war ich ein eher schüchterer Mensch und am liebsten für mich alleine. Heute bin ich viel selbstbewusster und habe keine Probleme mehr, vorne zu stehen und zu präsentieren.“

„Wir Eltern waren im Lockdown plötzlich die einzigen Ansprechpartner.“



Heike Reuter
ist Geschäftsführerin des Kinderschutzbundes Konstanz und Mutter zweier Söhne.

„Seit Corona hat sich für mich vieles verändert, nicht zuletzt meine Rolle als Mutter. Natürlich haben wir Eltern auch vorher schon versucht, unsere Kinder beim Lernen zu begleiten. Der Unterschied war nur, dass wir im ersten Lockdown von einem auf den anderen Tag die einzigen Ansprechpartner für sie waren – neben dem Internet. Denn die Lehrkräfte waren ja anfangs auch überfordert mit der Situation und nur wenig greifbar. Bei uns zu Hause ging das so weit, dass ich irgendwann mit meinen Söhnen am Küchentisch Chemieexperimente durchgeführt habe.

Einerseits war das schön. Ich glaube, dass wir dadurch mehr Verständnis füreinander entwickelt haben. Andererseits hat mich der Wissensdurst meiner Söhne oft auch überfordert. Insofern war ich schon ein bisschen erleichtert, als sie irgendwann

wieder in den Präsenzunterricht durften. Sie selbst wissen das übrigens genauso zu schätzen. Zwar haben sie in der Zeit des Homeschoolings auch viel Neues gelernt, gehen heute zum Beispiel kompetenter mit digitalen Medien um. Trotzdem hat die Schule als Lernort nach wie vor eine große Bedeutung für sie, vielleicht sogar mehr denn je.

Wahrscheinlich besteht die Kunst für die Schulen nach Corona nun darin, nicht reflexartig zum Status quo ante zurückzukehren, sondern die Fortschritte, die bei der Digitalisierung gemacht wurden, zu konservieren. Digitales Lehren und Lernen kann meiner Ansicht nach nur als ganzheitliches Konzept gelingen und auch nur dann, wenn die Schulen diese Chance konsequent unterstützen und umsetzen.“



Stefanie Pfau
arbeitet als pädagogische
Fachkraft beim Berliner Jugend-
club NW 80, der Mitglied im
„Ich kann was!“-Netzwerk der
Telekom-Stiftung ist.

„Ich wünsche mir mehr Wertschätzung für die Kinder- und Jugendarbeit.“

„In der Kinder- und Jugendarbeit funktioniert Bildung anders als in der Schule. Wir sind nicht leistungsorientiert, vergeben keine Noten, stattdessen konzentrieren wir uns auf die Stärken unserer Besucher. Ein Kind kann sich in der Schule richtig schwertun, sticht bei uns aber total heraus. Das liegt auch daran, dass wir seine Bedürfnisse ernst nehmen. Direkt vorne am Eingang steht eine Box, in der wir Ideen und Wünsche für neue Angebote sammeln. Besonders beliebt ist Sport, aber auch alles, was mit Making, Coding und Robotik zu tun hat. Das fasziniert die Kinder und Jugendlichen total, und sie lernen, ohne es überhaupt zu merken, ganz viel für ihr späteres Leben.“

Unsere Besucher sind zwischen 7 und 18 Jahre alt und hinsichtlich ihrer Herkunftsländer und Glaubensrichtungen

bunt gemischt, genau wie das pädagogische Team. 50 bis 60 ‚Stammkinder‘ kommen jeden Tag, andere schauen nur ein- oder zweimal die Woche vorbei. Um die 80 Prozent stammen aus Haushalten mit Transfereinkommen.

Wenn ich mir etwas wünschen dürfte, dann, dass die Kinder- und Jugendarbeit in der Gesellschaft mehr Wertschätzung erfährt. Gerade in der Pandemie haben wir hier ganz viel aufgefangen. Wertschätzung – das bedeutet für mich auch mehr personelle und finanzielle Ressourcen; eine Reihe von Angeboten können wir nur machen, wenn wir externe Mittel dafür einwerben – das ist manchmal frustrierend. Und ich wünsche mir, dass uns die Schulen stärker als Bildungsakteur wahrnehmen. Gemeinsam könnte man im Ganztags tolle Projekte auf die Beine stellen.“

Gunter Dueck /
Mathematiker und Zukunftsforscher



/ Bildung neu denken

Gunter Dueck ist eigentlich promovierter Mathematiker und Betriebswirt, blickt aber seit einigen Jahren hauptberuflich in die Zukunft. Nach seiner akademischen Karriere war er 25 Jahre lang als Manager bei IBM Deutschland für Zukunftsstrategien zuständig, heute veröffentlicht er seine eigenen Zukunftsideen als Bücher. Was es bedeutet, in Zukunft Mensch zu sein, und wie sich das Bildungssystem darauf einstellen muss: die wichtigsten Aussagen von Gunter Dueck, in fünf Zitaten zusammengefasst.

// „Man muss verstehen, dass sich die Gewohnheiten der Menschen langsam ändern, auch in der Bildung.“ //

Menschen können ihre Gewohnheiten ändern, wenn sie mit Neuerungen konfrontiert werden. Davon ist Gunter Dueck überzeugt. Das gelte auch in der Bildung. Hier ist laut Dueck eine Änderung von Gewohnheiten längst überfällig. Das heutige Bildungssystem sei an vergangene gesellschaftliche Gegebenheiten angepasst und nicht mehr zeitgemäß.

Wichtig ist Dueck: Neue Leitideen für ein neues Bildungssystem sollten nicht nur eine Reaktion

auf vergangene Entwicklungen sein. Entscheidend sei vielmehr, dass die Verantwortlichen auch bereit seien, vorausschauend zu planen. Jugendliche könnten so auf das vorbereitet werden, was tatsächlich in Gesellschaft und Berufswelt wichtig ist und in Zukunft wichtig sein wird.

// „Das Schulsystem ist in gewisser Weise falsch aufgebaut.“ //

Dueck sieht die wesentlichen Grundlagen des heutigen Bildungssystems in den 1960er-Jahren verortet. Damals habe in der neuen Bundesrepublik ein großer Bedarf an Medizinerinnen, Ingenieuren und anderen wissenschaftlich-technischen Fachkräften

bestanden. Um für diese Berufe auszubilden, seien viele Universitäten gebaut worden. Schulen hätten sich daraufhin verwissenschaftlicht, um Schülerinnen und Schüler möglichst gut auf ein anschließendes Studium vorzubereiten. Für die 1960er-Jahre sei das ein valider Ansatz gewesen, findet Dueck.

Generell sei auch heute die schulische Ausrichtung an der Wissenschaft als Leitgedanke nicht falsch. Es müsse aber überprüft werden, welche Fähigkeiten darüber hinaus für Menschen im Jahr 2030 relevant sein und welche der Vergangenheit angehören werden. Als Beispiel nennt Dueck die Integralrechnung. Diese müsse man als Ingenieur oder Physikerin zweifellos können, damit passe sie zum Ansatz der 1960er-Jahre. Für die große Mehrheit der Menschen seien heute hingegen andere schulische Lerninhalte wichtiger – etwa Informatik, Robotik oder auch zwischenmenschlicher Umgang. Trotzdem werde noch immer ein Schwerpunkt auf Integralrechnung gelegt, obwohl diese für künftige Berufe nicht besonders relevant sei.

Gunter Dueck sieht die Zukunft des Bildungssystems in einer Mischung aus wissenschaftlichen, praktischen und zeitgemäßen Inhalten. Generell sollten die Schulen auch besser im Umgang mit technischen Hilfsmitteln werden. Es könne nicht sein, dass ein Siebenjähriger besser mit einem Computer umgehe als sein Lehrer, so der Zukunftsforscher.

// „Im Grunde müsste man die Bildung individueller gestalten.“ //

Dueck unterteilt Schülerinnen und Schüler in drei Typen: solche, die brav den Stoff lernen, der ihnen vorgesetzt wird; solche, die darüber hinaus noch mehr wissen wollen; und solche, die in der Schule keinen Mehrwert sehen und sich dementsprechend wenig einbringen.

Die beiden letzten Gruppen blieben laut Dueck im aktuellen Schulsystem auf der Strecke. Er fordert, dass das Schulsystem der Zukunft differenzielle Psychologie und differenzielle Pädagogik betreiben

sollte. Auf diese Weise könnten junge Menschen in der Schule einen Raum finden, um ihre individuellen Bedürfnisse zu artikulieren. Dueck spricht sich also für ein individualisiertes Bildungssystem aus, in dem die Lehrkräfte die Bedürfnisse der unterschiedlichen Typen sehen und fördern, anstatt allen Schülerinnen und Schülern Jahr für Jahr den gleichen Stoff beizubringen.

„Es kann nicht sein, dass ein Siebenjähriger besser mit dem Computer umgeht als sein Lehrer.“

Das Internet stelle hierfür mehr Material zur Verfügung, als die Schulen jemals ansammeln könnten. Mit interessanten und fordernden Aufgaben könnten sich Kinder und Jugendliche online viel selbst erarbeiten, so Dueck.

Ein Bildungssystem, das unterschiedliche Typen wahrnimmt und fördert, legt in diesem Verständnis eine Grundlage für die Zeit nach der Schule. Denn im Arbeitskontext existieren die Typen weiter. Aufgabe guter Führungskräfte sei es, die jeweiligen Typen zu erkennen und mit angemessenen Maßnahmen auf sie einzugehen, um allen ein Umfeld zu ermöglichen, in dem sie ihre beste Leistung beibringen können.

// „Ein Teil der Berufe verabschiedet sich in langsame Automatisierung, und der andere Teil stellt viel höhere Anforderungen an Angestellte als früher.“ //

Nicht nur die Anforderungen im Berufsleben unterscheiden sich von den Inhalten der Lehrpläne. Dueck stellt auch fest, dass sich verschiedene Berufszweige in ihren Anforderungen an einzelne Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter immer weiter voneinander entfernen. Auf der einen Seite gebe es Berufe, die auf dem besten Weg seien, in den nächsten Jahren automatisiert zu werden, etwa in

Callcentern oder bei der Ticketkontrolle. Bei diesen Tätigkeiten habe ein Mitarbeiter nur noch eine einzige Aufgabe, die aber genauso gut eine andere Person oder eine Maschine erledigen könnte. Auf der anderen Seite stiegen die Anforderungen in anderen Berufen drastisch an. Hier müssten Angestellte „nicht nur Teamfähigkeit, sondern auch emotionale Intelligenz und Führungskompetenz“ vorweisen können. All dies seien jedoch Kompetenzen, die bislang in keinem Schulunterricht vermittelt würden. Es gelte also, sich einerseits zu überlegen, welche Basisfähigkeiten und -werte in den Schulen vermittelt werden sollten, und andererseits, auf welche Weise das passieren könnte, damit Bildung und Berufswelt in Zukunft näher zusammenrückten, so Dueck.

// „Ich würde dafür plädieren, dass jeder Mensch als Grundrecht ein Gigabyte auf dem Handy umsonst kriegt.“ //

Während der Coronapandemie ist digitale Vernetzung immer wichtiger geworden. Die Möglichkeit zu digitaler Teilhabe sei aber nach wie vor stark vom Einkommen abhängig, bemängelt Gunter Dueck. Es gebe beispielsweise Familien, die ihren Kindern kein Homeschooling ermöglichen könnten. Dueck spricht sich dafür aus, dass jeder Mensch ein Grundrecht auf Internetzugang haben sollte, damit die Bildungschancen gerecht verteilt seien. Einkommen sollte nicht darüber entscheiden, ob Personen Zugang zum Internet und damit zur größten Wissenssammlung der Welt haben oder nicht. Die Schere zwischen Arm und Reich werde sich sonst noch weiter öffnen.

Der Staat könne beispielsweise allen Bürgern ein Gigabyte mobilen Datenvolumens pro Monat zusichern, damit sie zumindest Seiten wie Wikipedia und Nachrichtenportale abrufen könnten. Der Zugang zur digitalen Infrastruktur und zum Wissen im Internet solle so in Zukunft für alle möglich sein.

//

Reinhold Beckmann /
TV-Journalist und Musiker



/ Drei Akkorde und die Wahrheit

Als TV-Journalist, Fußball-Kommentator und zuletzt auch als Musiker ist Reinhold Beckmann einem breiten Publikum bekannt. Längst nicht jeder weiß indes, dass sich Beckmann in seiner Wahlheimat Hamburg für benachteiligte Jugendliche engagiert. Hier berichtet er, wie es dazu kam. Und erklärt, warum in der Projektarbeit seines gemeinnützigen Vereins NestWerk der Sport und die Musik eine große Rolle spielen.

„Die Idee für den Verein ist vor mittlerweile 23 Jahren entstanden. Dazu muss man wissen, dass ich habe nach der Schule meinen Zivildienst in einer Jugendbildungsstätte geleistet, war davor lange in der kirchlichen Jugendarbeit engagiert. Der Gedanke kam also nicht einfach so daher, sondern mir war klar: Wenn ich etwas mache, dann in einem Bereich, von dem ich einigermaßen Ahnung habe. Also habe ich 1999 zusammen mit drei Freunden in Hamburg NestWerk e. V. gegründet.

Stein des Anstoßes war damals, dass wir nicht einsehen wollten, warum es in gewissen Stadtteilen keine ausreichenden Freizeitangebote für Kinder

und Jugendliche gibt. Gerade dort, wo viele benachteiligte Familien leben, ob das in Billstedt ist oder in Billwerder, in Kirchdorf-Süd, Osdorf oder Jenfeld. Unsere Idee war simpel: Warum öffnen wir in diesen Stadtteilen nicht einfach die Schulturnhallen? Denn die standen am Wochenende immer leer, was überhaupt keinen Sinn machte. Eine ungenutzte Ressource mitten in der Stadt! Und das nur, weil der Hausmeister am Wochenende frei und niemand sonst den Schlüssel hatte. Aber dieses Problem ließ sich leicht lösen.

In Hamburg-Rahlstedt war zu der Zeit gerade eine neue Schule gebaut worden. Dort haben wir einfach angefangen, haben freitagabends die Turnhalle

geöffnet und mit Jugendlichen aus ganz vielen verschiedenen Herkunftsländern Fußball oder Basketball gespielt. Sie brachten ihre eigene Musik mit, und dann ging es bis Mitternacht, immer begleitet von unseren Trainern und Pädagogen. Sie sind im Projekt Ansprechpartner für die Kids und achten darauf, dass jeder sich an die Regeln hält: keine Drogen, kein Alkohol, keine Gewalt, weder physisch noch verbal! Das ist in der Halle Gesetz. Inzwischen öffnen wir regelmäßig fünf verschiedene Turnhallen im Stadtgebiet, abends und am Wochenende.

„Wir wollten nicht einsehen, warum es in gewissen Stadtteilen einfach keine Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche gibt.“

Sport hat eine enorme integrative Kraft, das merken wir bei NestWerk immer wieder. Man kann im sportlichen Wettkampf mit anderen eine Menge lernen: Als Team zusammenhalten für den Erfolg, Regeln beachten, fair mit dem Gegenspieler umgehen – das sind Kompetenzen, die den Jugendlichen nicht nur beim Fußball oder Basketball helfen, sondern genauso in der Schule und später im Beruf. Hinzu kommt, dass wir ihnen mit unserem Projekt eine Alternative zum stupiden Abhängen auf der Straße bieten. Denn andere Freizeitangebote können sich die Kids oft nicht leisten.

„Die Halle“ war der Anfang von NestWerk und ist als Idee gut aufgegangen. Aus dieser sehr positiven Erfahrung haben sich viele weitere Projekte entwickelt. Eines davon ist der „Jamliner“, den wir gemeinsam mit der Staatlichen Jugendmusikschule Hamburg betreiben. Hierfür hat der Hamburger Verkehrsverbund HVV zwei ausrangierte Linienbusse zur Verfügung gestellt, die wir von außen mit Graffiti besprüht und innen zu rollenden Tonstudios ausgebaut und mit allen Musikinstrumenten bestückt haben, die man als Band so braucht: Schlagzeug, Keyboard, Gitarren, Bass. Mit den Jugend-

lichen können wir dort richtig musikalisch arbeiten. Wir bringen ihnen bei, wie sie ihre eigenen Stücke komponieren und wie sie Texte schreiben, die etwas mit ihnen selbst zu tun haben. Dabei geht es nicht um Virtuosität. Wie sagte einst die Countrylegende Willie Nelson: „Es braucht nur drei Akkorde und die Wahrheit, um einen großen Song zu schreiben.“ Genau danach arbeiten wir.

Und die Ergebnisse sind oft rührend, weil die Jugendlichen in ihren Liedern die eigenen Lebensgeschichten und -umstände verarbeiten. In den letzten zwei Jahren hat sich zum Beispiel Corona als roter Faden durch viele Titel gezogen. Darüber hinaus gibt es Auseinandersetzungen mit Themen wie Mobbing, Gewalt, Missbrauch oder Einsamkeit. Viele Lieder handeln aber auch von Liebe und Freundschaft. Am Ende sind die Jugendlichen immer ganz stolz, wenn sie ihren eigenen Song mit nach Hause nehmen können.

Die Coronazeit war für uns bei NestWerk eine große Herausforderung. Jugendarbeit ist Kontaktarbeit und lebt von der persönlichen Begegnung. Per Videokonferenz funktioniert das nicht, schon allein deshalb, weil es in vielen benachteiligten Familien gar keinen vernünftigen Computer gibt. Als wir im Lockdown unsere Projekte vorübergehend komplett einstellen mussten, haben wir deshalb sofort begonnen, funktionsfähige alte Laptops und Rechner zu sammeln. Die haben wir zu den Jugendlichen nach Hause gebracht, um ihnen digitale Teilhabe zu ermöglichen.

„Jugendarbeit ist Kontaktarbeit und lebt von der persönlichen Begegnung; per Videokonferenz funktioniert das nicht.“

Inzwischen fahren unsere Jamliner-Busse wieder. Auch alle anderen Projekte laufen wieder im Regelbetrieb, und gerade diese Regelmäßigkeit ist für unsere Zielgruppe wichtig. Wir arbeiten oft mit

jungen Menschen, die sich bislang auf wenig in ihrem Leben verlassen konnten. Die Jugendlichen sind teilweise zu Fuß aus Afghanistan, Syrien oder dem Nordirak zu uns nach Deutschland gekommen. Da gelingt die Integration längst nicht immer, muss man ehrlicherweise sagen.

„Man kann im sportlichen Wettkampf mit anderen eine ganze Menge lernen – Kompetenzen, die den Jugendlichen auch in der Schule oder später im Berufsleben helfen.“

Natürlich gibt es Erfolgsgeschichten: Wir haben zum Beispiel einen Teilnehmer aus Kabul, der dort für die Amerikaner als Übersetzer tätig war. Als sie Afghanistan verließen, bekam er keinen Schutz mehr und musste sich verstecken. Es war klar: Wird er erwischt, ist es vorbei mit seinem Leben. Seine Eltern konnten ein bisschen Geld auftreiben, so dass der Junge es mithilfe von Schleusern nach Deutschland geschafft hat. Hier angekommen, hat er mit seinem enormen Sprachtalent innerhalb von sechs, sieben Monaten so gut Deutsch gelernt, dass es die reinste Freude war. Inzwischen arbeitet er in unseren Projekten als Teamer und hat eine Ausbildung zum Erzieher abgeschlossen, ist also selbst Pädagoge geworden. Es gibt aber auch Beispiele, wo wir merken, dass Jugendliche ihre Muttersprache nicht alphabetisch in der Schule, sondern nur auf der Straße gelernt haben. Denen eine zweite Sprache beizubringen, ist wahnsinnig schwer. Wir versuchen das spielerisch über den Teamsport, sodass sie miteinander reden, sich verständigen müssen. Das funktioniert mal besser, mal schlechter.

Unsere Projekte bei NestWerk stemmen wir nicht alleine. Wir benötigen finanzielle Unterstützer – Privatpersonen oder Unternehmen, die sich mit der Sache identifizieren und unsere niedrigschwellige,

kontinuierliche Arbeit wertschätzen. Und wir arbeiten mit den unterschiedlichsten Kooperationspartnern zusammen: mit Vereinen, Museen, Stiftungen, Freizeiteinrichtungen, Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendhilfe – und natürlich auch mit Schulen. Die Jamliner-Busse beispielsweise werden vormittags von Schulklassen genutzt und stehen nachmittags allen Jugendlichen aus den Quartieren zur Verfügung. Generell haben wir sehr gute Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Schulen gemacht. An der Stadtteilschule Stübenhofer Weg in Kirchdorf-Süd etwa hatten wir mit Kay Stöck einen Schulleiter, der sofort verstanden hat, wie sich unsere beiden Einrichtungen ergänzen können zum Wohle der Kinder und Jugendlichen. Das waren wunderbare gemeinsame Jahre. So müsste es aus meiner Sicht immer laufen, denn auch wir außerschulischen Initiativen leisten wertvolle Bildungsarbeit und können jungen Menschen wirklich etwas mitgeben für ihr Leben.“

//



Birgit Lao
Ehemalige Bildungsgesandte
der Republik Estland

„Seid mutiger!“

Die Bildung in Estland ist so modern und innovativ, dass die Regierung des kleinen baltischen Landes eigens eine Botschafterin berufen hat, die das Modell in der Welt bekannt machen soll. Bis vor Kurzem wurde die Position von Birgit Lao bekleidet. Im Interview berichtet sie, wie die estnischen Schulen durch die Pandemie gekommen sind, und verrät, was Deutschland sich beim digitalen Lehren und Lernen von Estland abgucken kann.

Frau Lao, Estland gilt als Musterland der Digitalisierung. Wie lange haben zu Beginn der Pandemie die estnischen Schulen gebraucht, um auf Homeschooling umzustellen?

Ungefähr eine Woche. In dieser Zeit haben wir ein flächendeckendes Videokonferenzsystem eingeführt, mit dem alle Kinder von zu Hause aus am Onlineunterricht teilnehmen konnten. Wir waren, ehrlich gesagt, ziemlich unglücklich darüber, dass es so lange gedauert hat.

Eine Woche?! Das klingt für deutsche Verhältnisse wie Hohn. An den Schulen in Deutschland konnte

zumindest während der ersten Coronawelle der Unterricht kaum aufrechterhalten werden.

Die digitalen Materialien und die Lernplattformen waren bei uns schon vorher vorhanden. Unsere Lehrkräfte waren zudem kompetent, sie zu nutzen. Und auch die Schülerinnen und Schüler wussten, wie man online lernt und mit digitalem Unterrichtsmaterial umgeht. Deshalb hat die Umstellung zugegebenermaßen vergleichsweise schnell geklappt. Die Eltern waren trotzdem unzufrieden mit uns, weil sie eine Woche lang die Doppelbelastung schultern mussten. Danach konnten die Schulen allerdings je nach Infektionsgeschehen sehr flexibel

zwischen Präsenz-, Hybrid- und Fernunterricht hin und her wechseln.

Seit Beginn der Pandemie richtet sich der Blick in Deutschland sehr stark auf die Versäumnisse bei der Digitalisierung. Warum ist uns Estland so weit voraus?

Bei uns hat die Digitalisierung der Bildung nicht erst mit Corona begonnen, sondern schon vor 20 Jahren. Wir nannten das damals unseren Tigersprung. Wobei man sagen muss, dass der Fokus gar nicht so sehr auf der Bildung lag; wir wollten unsere öffentliche Verwaltung modernisieren und die Dienstleistungen für die Bürger unkomplizierter und zugänglicher gestalten. Und dazu gehörte eben auch die Bildung. Die Frage, die wir uns gestellt haben, war: Wie können wir die Lehrerinnen und Lehrer durch Digitalisierung so entlasten, dass ihnen möglichst viel Zeit für die pädagogische Arbeit bleibt? Und dann haben wir verschiedene Maßnahmen umgesetzt.

Was waren das für Maßnahmen?

Als Erstes haben wir begonnen, sämtliche Lehrerinnen und Lehrer fortzubilden, ihnen zu erklären, wie sie digitale Medien in ihren jeweiligen Fächern einsetzen können. Viele dieser Lehrerinnen und Lehrer von damals sind mittlerweile im Ruhestand, aber das war quasi der Grundstein für die digitale Lehrkräftebildung, die wir heute praktizieren. Ein weiterer wichtiger Schritt war ein paar Jahre später die Einführung eines neuen Berufsbildes: des Educational Technologist.

Educational Technologist – worum geht es in diesem Beruf?

Die Educational Technologists sind quasi unsere digitalen Bildungsbotschafter. Sie arbeiten mittlerweile an jeder Schule des Landes und unterstützen dort die Lehrkräfte, indem sie zum Beispiel individuell angepasste digitale Lernumgebungen für deren Unterricht entwickeln und ihnen zeigen, wie sie diese einsetzen. Dadurch können die Lehrerinnen

und Lehrer sich mehr auf ihre eigentliche Rolle als Pädagogen konzentrieren. Außerdem gehen die Educational Technologists auf Bedenken und Unsicherheiten im Kollegium ein und versuchen, diese auszuräumen. Denn klar ist: Auch in Estland ist längst nicht jede Lehrkraft begeistert davon, statt der Kreidetafel den Laptop zum Unterrichten zu nutzen.

Spielt das Digitale heute in jedem Unterrichtsfach eine Rolle?

Ja. Aber nicht nur das Digitale. Wir haben insgesamt neun Kompetenzfelder definiert, die in jedem Fach vermittelt werden müssen. Dazu zählen neben digitalen Kompetenzen zum Beispiel auch mathematische und naturwissenschaftliche Kompetenzen, Kommunikationsfähigkeit und interkulturelle Kompetenz. Diese Vorgabe gilt sogar für den Sportunterricht. Das heißt, wenn die Kinder in Sport Fußball spielen lernen, muss es dabei auch ein digitales Element geben, ein mathematisches Element usw. Und es ist die Aufgabe der Lehrkraft, sich zu überlegen, wie das gehen könnte.

„Bei uns hat die Digitalisierung der Bildung nicht erst mit Corona begonnen, sondern schon vor 20 Jahren.“

In Deutschland schwingt, wenn es um Digitalisierung geht, stets das Thema Datenschutz mit. Es gibt große Vorbehalte gegen den „gläsernen Schüler“. Wie ist das in Estland?

Der Tigersprung vor 20 Jahren hat dazu geführt, dass wir heute ein sehr stark datengetriebenes Land sind. Ich würde vermuten, wir haben deshalb weniger Probleme als andere Länder damit, diese Daten auch zu nutzen. Aber natürlich gehen wir nicht leichtfertig mit ihnen um. In der Bildung nutzen wir zum Beispiel ein spezielles Identifikationssystem: Jeder Schüler hat seine eigene unverwechselbare

selbare ID-Nummer, mit der er sich auf den verschiedenen Lernplattformen einloggt. Nur die Lehrkraft kann diese ID entschlüsseln und die Lernenden der Person zuordnen. Den Anbietern der Plattformen, Google zum Beispiel, erlauben wir dieses Matching selbstverständlich nicht. Und auch unsere eigenen Auswertungen sind nicht personenbezogen.

Was genau werten Sie als Bildungsministerium aus?

Wir stellen einmal im Jahr zentral jeder Schule des Landes einen analytischen Report zur Verfügung, aus dem sie ablesen kann, wie erfolgreich sie gearbeitet hat. Dieser Report basiert auf Leistungsdaten der Schülerinnen und Schüler sowie auf Feedback, das wir per Onlinefragebogen von Lehrkräften, Schülerinnen und Schülern und Eltern erheben. Die Eltern geben besonders gerne Feedback, weil sie wissen, dass sie dadurch die Schulentwicklung und die Unterrichtsqualität beeinflussen können. Aber wir machen um die Ergebnisse nicht viel Aufhebens. Auch nicht um die Leistungsdaten. Es gibt kein Ranking, keine öffentliche Aufmerksamkeit. Wir geben die Daten einfach an die Schulleitungen und an die zuständigen Kommunen weiter, und die können dann selbst entscheiden, was sie damit machen. Die Schulen in Estland haben ein hohes Maß an Autonomie. Die Schulleitung kann viel selbst entscheiden. Das ist gut, bringt aber auch viel Verantwortung mit sich.

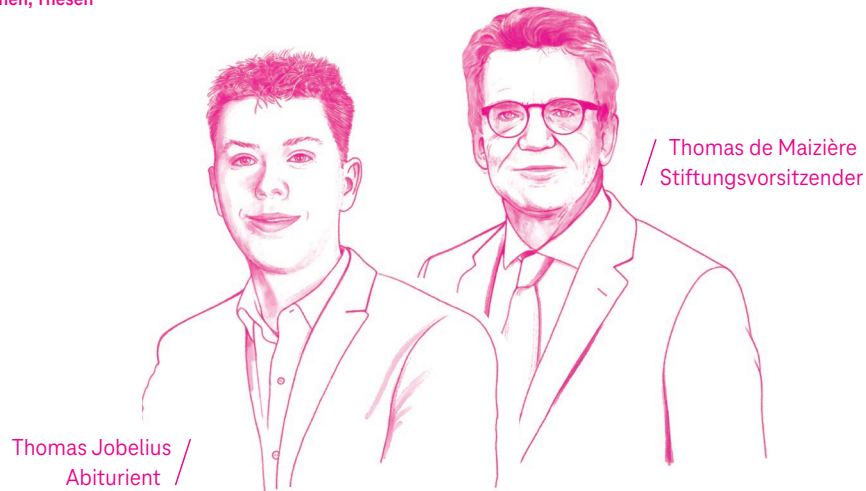
Die estnischen Schulen bieten ihren Lehrkräften einen modernen Arbeitsplatz mit viel Gestaltungsfreiheit. Trotzdem leidet Estland, genau wie Deutschland, unter einem massiven Lehrkräftemangel. Woran liegt das?

Der Altersdurchschnitt unserer Lehrkräfte ist hoch, und wir können sie nicht so schnell ersetzen, wie sie in den Ruhestand gehen. Das führt dazu, dass wir insbesondere in größeren Städten einen Lehrkräftemangel verzeichnen, während die Situation auf dem Land entspannter ist. Dort gibt es zum Beispiel auch Klassen, in denen nur fünf oder zehn

Schüler sitzen. Besonders groß ist der Mangel übrigens in den MINT-Fächern, was damit zusammenhängt, dass es in unserer digitalisierten Gesellschaft einfach zu viele Berufe für MINT-Fachkräfte gibt, die ein besseres Standing haben und in denen man auch besser verdienen kann. Aus diesem Grund entscheiden sich heute viele Schulabgänger gegen ein Lehramtsstudium. Eine wichtige Zielgruppe sind für uns deshalb inzwischen Quereinsteiger aus anderen Berufen, also die 40-plus-Generation, die in ihren Jobs unzufrieden ist und noch mal etwas Neues ausprobieren möchte. Für sie haben wir ein spezielles Programm aufgelegt, in dem wir sie fit machen für den Lehrerberuf.

Abschließend: Was kann das deutsche Bildungssystem vom estnischen lernen?

Wir in Estland sind vielleicht ein Stück weit offener für Neues als ihr Deutschen. Wenn ihr sagt, das geht nicht, sagen wir: Lasst es uns ausprobieren! Das ist eine Frage der Geisteshaltung. Versucht doch mal, ein bisschen mutiger zu sein! Und konzentriert euch stärker auf die Innovationstreiber, die Vorboten, die es bei euch ja auch gibt. Der Fokus in Deutschland liegt nämlich immer noch viel zu häufig auf denen, die Innovation verhindern wollen. //



„Wir sollten den Lehrern Zeugnisse ausstellen dürfen.“

Thomas Jobelius und Thomas de Maizière haben beide am Bonner Aloisiuskolleg das Abitur gemacht – der eine im Frühjahr 2022, der andere 50 Jahre vorher. Im gemeinsamen Interview erinnern sich der angehende Student und der Vorsitzende der Deutsche Telekom Stiftung an ihre Schulzeit, sprechen über die Krisen der Gegenwart und entwerfen eine Vision, wie Schule die Herausforderungen der Zukunft bewältigen kann.

Herr Jobelius, als frischgebackener Abiturient: Fühlen Sie sich von der Schule gut auf das Leben und den Beruf vorbereitet?

Thomas Jobelius: Ich denke schon, dass ich eine gute fachliche Grundlage habe, darauf ist das Abitur ja auch angelegt. Was für meinen Geschmack fehlt, sind aber die lebenspraktischen Kompetenzen, die jetzt nach dem Abi besonders gefragt sind: Wie schreibe ich eine Steuererklärung? Was muss

ich beim Abschluss eines Mietvertrages beachten? Auch diese Art von Wissen müsste in der Schule vermittelt werden, denn nicht immer können die Eltern das leisten.

Thomas de Maizière: Da will ich Ihnen direkt mal widersprechen. Zu lernen, wie man eine Steuererklärung ausfüllt, ist meines Erachtens nicht Sache der Schule, schon gar nicht des Gymnasiums. Das Steuerrecht ändert sich ohnehin ständig. Ich finde:

In der Schule sollen Sie lernen, wie man lernt. Damit Sie später in der Lage sind, sich solche Dinge schnell selbst anzueignen.

Ihre Oberstufenzeit stand im Zeichen großer gesellschaftlicher Krisen, Herr Jobelius. Erst kam die Coronapandemie, dann der Krieg in der Ukraine. Inwiefern haben diese Herausforderungen Ihr Lernen beeinflusst?

Jobelius: Die Schulschließungen während Corona haben das Lernen natürlich deutlich schwerer gemacht. Weder wir Schülerinnen und Schüler noch die Lehrkräfte wussten ja, wie guter Onlineunterricht geht. Hinzu kamen die psychosozialen Auswirkungen; gerade den Jüngeren hat der direkte Austausch, glaube ich, sehr gefehlt. Trotz allem kann man aus der Pandemie aber auch einen positiven Schluss ziehen: Schule war ganz plötzlich gezwungen, etablierte Strukturen auf den Prüfstand zu stellen und sich Neuem gegenüber zu öffnen.

de Maizière: Offenbar lernen Systeme, genauso wie Menschen, durch Krisen besser.

Jobelius: Ja. Und was den Krieg in der Ukraine angeht – meine Generation kannte bislang ja nur ein Europa in Frieden und Freiheit. Und dann wacht man eines Tages in einer neuen Welt auf. In der Schule haben wir viel darüber gesprochen und hatten bald auch ukrainische Mitschülerinnen und Mitschüler. So eine Situation prägt einen extrem. Und man merkt noch mal, was für ein hohes Gut Bildung eigentlich ist. Nur so können wir verhindern, dass autokratische, diktatorische Regime in der Welt die Überhand gewinnen. Dafür braucht es Meinungsstreit und intensive Kontroversen. Leider beobachte ich in meiner Generation zunehmend, dass diese Diskussionskultur verloren geht und man lieber auf den Zug der Mehrheit aufspringt – das kann für unsere Demokratie gefährlich werden.

Herr de Maizière, Sie haben vor genau 50 Jahren am Bonner Aloisiuskolleg Abitur gemacht. War Ihre Schulzeit unbeschwerter als die von Herrn Jobelius?

de Maizière: Zu meiner Abiturzeit gab es in Westdeutschland die Studentenunruhen, das war die Zeit der 68er. Es gab linke Gruppen, es gab Debatten über den Vietnamkrieg, auch im Kollegium herrschte damals ein bitterer Streit zwischen zwei Lagern. Ich war damals in der Schülermitverwaltung engagiert und habe diese Auseinandersetzungen zwischen den Erwachsenen ziemlich direkt mitbekommen – und mich an den Debatten beteiligt. Alles in allem habe ich meine Schulzeit aber als unbeschwert empfunden. Wir hatten letztes Jahr übrigens Jubiläums-Abiturtreffen. Von den 18 Schülern, die damals ihren Abschluss gemacht haben, waren 13 da, das fand ich bemerkenswert.

Sie sind heute Vorsitzender der Deutsche Telekom Stiftung. Die Stiftung fordert eine Neuorganisation und Neukonzeption des Lernortes Schule. Was meinen Sie damit konkret?

de Maizière: Die klassische Vorstellung, dass der Lehrer allein vor den Schülern steht und ein von oben vorgegebenes Curriculum abarbeitet, gehört ein Stück weit der Vergangenheit an. Das zeigen uns auch erfolgreiche Schulsysteme im Ausland, an denen wir uns immer noch viel zu wenig orientieren. Wir brauchen in Deutschland mehr Unabhängigkeit für die Schulen und weniger Vorschriften, mehr Lernziele und weniger Verlaufcurricula. Wir brauchen Team-Teaching und die Einbeziehung anderer Berufe. Wieso zum Beispiel soll ein Lehrer, der sich ein bisschen mit IT auskennt, plötzlich für die Organisation der IT an der Schule zuständig sein? Dafür müsste es doch einen professionellen IT-Administrator geben. Wir brauchen außerdem neue Unterrichtsformen, die die Schüler ins Zentrum des Lernens stellen. In einer repräsentativen Befragung von 10- bis 16-Jährigen haben wir herausgefunden, dass fast 60 Prozent in der Schule keinen Spaß am Lernen haben...

Jobelius: Das liegt aber nicht allein an den Themen, sondern auch an den veralteten Strukturen. Eigentlich sind junge Menschen ja total neugierig und interessiert. Kinder, die in der digitalisierten Welt aufwachsen, brauchen aber ganz andere

Zugänge. Wenn man die hätte, wäre die Lernfreude auch wieder da.

de Maizière: Stimmt, digitale Zugänge müssen künftig zwingend mitgedacht werden, und zwar unabhängig davon, ob gerade Pandemie ist oder nicht. Und noch ein Punkt ist mir wichtig: Schule muss sich öffnen! Schon heute ist sie ja überfordert mit der Vielzahl an Aufgaben. Warum sollte sie nicht einen Teil dieser Aufgaben an andere Orte abgeben? Orte, an denen sich Jugendliche in ihrer Freizeit ohnehin aufhalten – Sportvereine fallen mir da ein und Jugendclubs, Bibliotheken und Maker-Spaces, Musikschulen, Medienwerkstätten und viele mehr. Überall dort können junge Menschen etwas lernen für ihr Leben, wenn auch kein Schulwissen. Schule sollte deshalb offen für Kooperationen mit diesen Orten sein im Sinne eines Bildungs-Ökosystems.

Herr Jobelius, wenn Sie sich die Schule der Zukunft ausmalen, wie sieht die aus?

Jobelius: Zuständigkeiten von Schule auf andere gesellschaftliche Akteure zu übertragen, fände ich auch gut. Man schafft ja auch viel mehr Begeisterung bei Schülerinnen und Schülern, wenn zum Beispiel der Chemieunterricht nicht immer nur in der Schule stattfindet, sondern ab und zu auch mal in einem echten Labor. Davon abgesehen, müsste die Schule der Zukunft ein viel individuelleres Lernen ermöglichen, denn jedes Kind hat unterschiedliche Talente und Interessen. Deshalb bedarf es mehr Wahlfreiheit bei den Fächern und Lernschwerpunkten. Außerdem müssen überfachliche Kompetenzen stärker gefördert werden, denn nur so verstehen Kinder und Jugendliche, warum und wofür sie gerade lernen. Und dann würde ich mir eine andere Feedback-Kultur wünschen. Für die Vergleichbarkeit und als Leistungsanreiz braucht es zwar weiterhin Noten. Ich finde es aber wichtig, dass man einem Kind nicht bloß eine 4 oder 5 vorsetzt, sondern ihm konkret sagt, was es schon kann, wo es noch besser werden muss und wie es das erreicht. Das hat letztlich auch viel mit der Rolle der Lehrkräfte zu tun; sie sollten in Zukunft nicht mehr nur als Wissensvermittler, sondern vielmehr als Lern-

begleiter agieren, die jedes Kind individuell fördern. Wobei auch Lehrkräfte natürlich Feedback benötigen. Wir Schülerinnen und Schüler sollten ihnen genauso Zeugnisse ausstellen dürfen wie sie uns. Nur so kann Weiterentwicklung stattfinden – auf beiden Seiten.

de Maizière: Ganz viel Zustimmung, Herr Jobelius. Ich würde noch ergänzen wollen, dass die Schule der Zukunft neben dem fachlichen Wissen stärker sogenannte Schlüsselkompetenzen vermitteln müsste. Dazu zählen zum Beispiel Teamfähigkeit, Methodensicherheit, Quellenbewertungskompetenz, kritisches Denken etc. Diese Skills werden im Berufsleben heute immer wichtiger. Und sie lassen sich gut innerhalb der bestehenden Fächer fördern.

Warum ist Schule eigentlich so resistent gegenüber Veränderungen? Jeder weiß, wo man den Hebel ansetzen müsste, aber es ändert sich trotzdem nichts.

de Maizière: Stimmt, wir haben ein Umsetzungsproblem. Das liegt sicher zum Teil an unserer Mentalität, zum Teil aber auch daran, wie schlecht das staatliche Schulsystem bei uns organisiert ist. Tatsächlich kenne ich keinen anderen Bereich, in dem die Zuständigkeiten so unterschiedlich verteilt sind wie in Schule: Das Bundesland ist verantwortlich für die Lehrkräfte, während die Kommune beziehungsweise der Landkreis die äußeren Schulangelegenheiten steuert, also zum Beispiel die IT-Ausstattung, das Gebäude und das nicht-pädagogische Personal. Darüber hinaus gibt es an staatlichen Schulen meist niemanden für die zunehmenden Verwaltungsaufgaben; die Schulleitung muss das nebenbei erledigen, weshalb ihr zu wenig Zeit für die pädagogische Arbeit bleibt. So kann man keine moderne Schule führen! An Privatschulen wie dem Aloisiuskolleg ist das anders, dort entscheidet der Schulträger allein, und es gibt hochrangige Verwaltungsstellen, die die Schulleitungen entlasten. Ich glaube, es wäre schon viel gewonnen, wenn unsere staatlichen Schulen sich in Sachen Organisationsprinzip etwas von den Privatschulen abgucken würden.

Herr Jobelius, Sie haben die Schule hinter sich gelassen. Was sind nun Ihre Pläne?

Jobelius: Ich will jetzt erst mal ein halbes Jahr etwas ganz anderes machen und habe mir zwei Praktika organisiert: eines im Europäischen Parlament und eines in der Marketing- und Kommunikationsberatung für Akteure in der Finanzbranche. Anschließend möchte ich dann gerne anfangen, Wirtschaftswissenschaften zu studieren.

Herr de Maizière, gibt es etwas, das Sie Herrn Jobelius mit auf den Weg geben möchten?

de Maizière: Seine Erfahrungen muss er selber machen. Was ich ihm aber raten würde: Bleiben Sie neugierig. Und planen Sie nicht alles von hinten bis vorne. Veränderungen ergeben sich oftmals auch durch Zufälle oder besondere Konstellationen. Dafür muss man offen sein.

//



**Berlin
Düsseldorf
München
Hamburg
Leipzig**



Impressum

Herausgeber:

Deutsche Telekom Stiftung
Friedrich-Ebert-Allee 71–77 (Haus 3)
53113 Bonn
Tel. 0228 181-92001
kontakt@telekom-stiftung.de

Verantwortlich für den Inhalt:

Dr. Ekkehard Winter

Redaktionsleitung:

Daniel Schwitzer

Redaktion, Grafik und Layout:

Scholz & Friends Berlin GmbH, www.s-f.family

Fotos:

Deutsche Telekom Stiftung / Stefan Hoyer (S. 1, S. 41 links oben, links unten, rechts unten), Deutsche Telekom Stiftung / Niklas Grapat (S. 6 oben, links, S. 7 links oben, rechts unten, S. 40 Mitte, unten, S. 41 rechts oben), Deutsche Telekom Stiftung / Michael Ebner (S. 6 unten, S. 7 rechts oben), Deutsche Telekom Stiftung / Daniel Schwitzer (S. 7 links unten, S. 40 oben), Deutsche Telekom Stiftung / Alexandra Beier (S. 17), privat (S. 23, 26), Deutsche Telekom Stiftung / Nicolas Hanisch (S. 24), Sascha Kreklau (S. 25)

Druck:

Druckteam Berlin

Im Sinne der besseren Lesbarkeit verzichten wir in unseren Texten weitgehend auf geschlechtsdifferenzierende Formulierungen. Die Begriffe gelten im Sinne der Gleichberechtigung grundsätzlich für alle Geschlechter. Wir verfolgen generell einen diskriminierungsfreien Ansatz. Die verkürzte Sprachform hat daher rein redaktionelle Gründe und beinhaltet keine Wertung.

